

TARA MENON
UNTER WASSER

ROMAN

DUMONT



Das bei der Produktion dieses Buches entstandene CO₂ wurde
durch die Finanzierung von Klimaschutzprojekten kompensiert:
climate-id.com/17531-2110-1001/de

Die englische Originalausgabe erschien 2026
unter dem Titel ›Under Water‹ bei Summit, London.

Text Copyright © Tara Menon 2026
Published by arrangement with Simon & Schuster UK Ltd
1st Floor, 222 Gray's Inn Road, London, WC1X 8HB

All rights reserved. No part of this book may be reproduced or
transmitted in any form or by any means, electronic or mechanical,
including photocopying, recording or by any information storage and
retrieval system without permission in writing from the Publisher

1. Auflage 2026

© 2026 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag GmbH & Co. KG,
Amsterdamer Straße 192, 50735 Köln, info@dumont-buchverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im Sinne
von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Übersetzung: Simone Jakob

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Satz: Fagott, Ffm

Gesetzt aus der Arno Pro und der Gill Sans Nova Pro

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-7558-0055-2

www.dumont-buchverlag.de

Tara Menon

UNTER WASSER

Roman

Aus dem Englischen
von Simone Jakob

DUMONT

*Für Shobha, meine Mutter,
der ich alles verdanke*

SONNTAG

Welches Neue ist ebenso viel wert wie jene süße Monotonie,
in der alles vertraut und teuer ist, eben weil es vertraut ist?

– George Eliot

Und eine Spezies nach der anderen des Insellebens fällt der
dunklen Nacht der Auslöschung anheim.

– Rachel Carson

Was mir an Kummer kommt vor Augen
Das pfleg ich abzuschätzen –
Ist er so schwer wie Meiner – ist er
Von angenehmer Größe –

– Emily Dickinson

Ich sitze in einem Restaurant der gehobenen Klasse – blütenweiße Tischdecken, poliertes Tafelsilber und uniformierte Kellner – zusammen mit drei Männern an einem Tisch. Es ist laut, es wird geredet und gelacht. Vier Kellner nähern sich uns zeitgleich und stellen Teller mit ganzen Fischen vor uns hin. Wein wird nachgeschenkt, und wir fangen an zu essen, trennen mit Gabeln und Messern das weiße Fleisch von den Gräten.

Plötzlich fängt der Mann mir gegenüber an zu würgen. Sein Gesicht färbt sich erst rosa, dann rot und schließlich violett. Niemand macht Anstalten, ihm zu helfen, denn alle anderen fassen sich ebenfalls an den Hals und ringen nach Luft. Der Mann schlägt sich die Hand vor den Mund und hustet mit einer ruckartigen Bewegung. Als er die Hand öffnet, liegt ein menschlicher Finger mit einem in glitzerndem Mitternachtsblau lackierten Nagel darauf. Der Mann zu meiner Rechten spuckt ein Büschel langer schwarzer Haare aus. Der zu meiner Linken greift sich in den Mund und holt einen kleinen Zeh heraus, an dem ein silberner, sternbesetzter Ring steckt. Im ganzen Restaurant wird gehustet, gewürgt, gespuckt, gekuchelt, geröchelt und nach Luft geschnappt. Eine Frau hält ein Ohr hoch. Eine andere eine Nase. Jemand schleudert einen Daumen durch den Saal, der auf unserem Tisch landet. Das Geschrei schwillt mehr und mehr an.

Ich spüre ein Kitzeln in meinem Hals und versuche, es zu unterdrücken. Ich weiß, was jetzt kommt. Schlucke schwer, aber mein Mund ist zu trocken. Ich greife nach dem Wasser-

glas, doch als ich den Mund öffne, um zu trinken, kann ich es nicht mehr zurückhalten. Ich muss husten.

In meiner Handfläche liegt eins deiner Augen und blickt zu mir auf, die braunen Wimpern gebogen und feucht.

NEW YORK
Sonntag, 28. Oktober 2012

Die leuchtend grünen Blätter der Chilipflanze auf meinem Fensterbrett glänzen in der Sonne, und ihre winzigen blutroten Finger recken sich der Decke entgegen. Die Brise, die durchs offene Fenster hereinweht, bringt die Schatten der Blätter an der Wand zum Tanzen. Im Morgenlicht werden verzweigte Risse in der Farbe sichtbar, und ich zeichne den längsten von ihnen mit dem Zeigefinger nach. Der Nachbar von unten knallt seine Wohnungstür zu, und das ordentliche Viereck aus Sonnenlicht erzittert kurz, bevor es wieder zur Ruhe kommt. Ich pflücke die größte Chilifrucht und zerquetsche sie zwischen Daumen und Zeigefinger, bis sie aufplatzt und die winzigen weißen Samen herausquellen. Dann stecke ich sie in den Mund, sauge sie langsam aus und reibe mir mit den saftverschmierten Fingerspitzen Lippen, Hals und Brust ein. Die Chilis erinnern mich an zu Hause.

So beginne ich den Tag immer, wenn ich aus den Alpträumen erwache. Und auch diesmal dauert es nicht lange. Glühende Hitze breitet sich in meinem Mund aus, meine Haut kribbelt, dann fängt sie an zu brennen, als würde mein Körper in Flammen stehen. Mein Gesicht wird heiß, meine Körpertemperatur steigt, und auf meiner Stirn und den Schläfen bildet sich Schweiß, der mir über

die Wangen läuft. Kurz darauf beginnt meine Unterlippe zu prickeln, als würden sich tausend winzige Nadeln in das weiche Fleisch bohren, bis es sich heiß und geschwollen anfühlt. Meine Nase läuft, und ich atme schneller, ziehe scharf die Luft ein, um meine Zunge zu kühlen.

Bei den Maya gibt es ein Wort für das, was ich gerade tue: *huu-yub*, mit gespitzten Lippen nach Luft schnappen, wenn man Chili gegessen hat. Ich schließe die Augen und versuche, mein parasympathisches Nervensystem zu aktivieren. Ein langes kontrolliertes Einatmen, eins, zwei, drei, dann ein noch längeres kontrolliertes Ausatmen, eins, zwei, drei, vier. Ich konzentriere meinen Blick auf das kleinste Blatt der Pflanze, bis alles andere in meinem Gesichtsfeld verschwimmt, und spüre, wie mein Herz allmählich langsamer schlägt.

Schon als Kind, in den flachen Gewässern der Insel schwimmend, auf der ich aufgewachsen bin, lernte ich, den Herzschlag mithilfe des Atmens zu beeinflussen. *Atmen ist beim Schwimmen das Wichtigste*, erklärte Anurak mir damals. *Bevor du schwimmen kannst, musst du richtig atmen lernen.* Anurak konnte acht Minuten lang tauchen, ohne Luft zu holen. Ich schaffte an einem guten Tag drei. Arielle hat es einmal auf vier Minuten gebracht.

Die in Nord- und Südamerika beheimatete Chilipflanze (Gattung: *Capsicum*) und der asiatische Pfeffer (Gattung: *Piper*) sind nicht miteinander verwandt. Chilipfeffer ist eine irreführende Bezeichnung, die auf Christoph Kolumbus zurückgeht. Mehr als nach allem anderen – bis auf Gold – lechzten König Ferdinand und Königin Isabella nach Schwarzem Pfeffer. Kolumbus fand zwar weder den Seeweg nach Indien noch das begehrte Gewürz, aber dafür eine scharfe Frucht, die in jenem Land beheimatet war, auf das er

versehentlich gestoßen war. Und so nannte er sie Chilipfeffer, um der Enttäuschung die Spitze zu nehmen.

Arielle und ich verbrachten unsere gesamte Kindheit damit, allerlei Fakten zu sammeln, von denen uns die vielen Männer und Frauen – Botaniker, Geologen, Meeresbiologen, Lepidopterologen und Umweltschützer – erzählten, die uns auf unserer Insel im Andamanischen Meer besuchen kamen. Als uns ein schwedischer Journalist eines Abends von *huuyub* berichtete, erzählte uns ein Doktorand aus Kalifornien, sichtlich erpicht darauf, noch eins draufzusetzen, die Geschichte von Kolumbus und seinen Abenteuern. *Wäre Kolumbus nicht gewesen*, schloss er selbstzufrieden und nahm sich noch weißen Reis, *gäbe es kein Chili in thailändischem Essen*. Dann schaute er sich in der Runde um, als würde er Dank oder Applaus erwarten. Arielle sah mich an und verdrehte die Augen. Ich unterdrückte ein Lachen.

Ich strecke die Zunge weit heraus, um so viel Fläche wie möglich zu kühlen. Als das nichts hilft, presse ich sie mit Daumen und Zeigefinger zusammen, in der Hoffnung, dass der Druck das Brennen lindert. Keine Ahnung, warum ich mir die Mühe mache, obwohl ich weiß, dass es nichts bringt. Der Schmerz, den ich gerade empfinde, ist eigentlich nur eine Art neurologischer Schluckauf. Das Capsaicin im Chili dockt an den Rezeptoren an, mit denen der Körper Hitze wahrnimmt. Mein Gehirn denkt, in meinem Mund wäre es tatsächlich heiß, als hätte ich Feuer geschluckt. Ich versuche, es davon zu überzeugen, dass es sich täuscht, und ein paar Sekunden lang scheine ich die Kontrolle über meinen Körper zurückzugewinnen, doch dann muss ich doch wieder nach Luft schnappen. Die Chilipflanze warnt uns vor einer nichtexistenten Gefahr und versetzt unseren Körper in einen völlig unnötigen Alarmzustand.

Unsere Systeme feuern aus allen Rohren, um uns vor einer Hitze zu warnen, die gar nicht da ist.

Das mit dem Capsaicin haben wir von einem niederländischen Paläobotaniker erfahren. Er kritzelte kleine Skizzen auf den Rand einer Zeitung, um uns zu zeigen, wie Rezeptoren funktionieren.

Arielle und ich haben früher manchmal Chili-Wettessen veranstaltet. Wir saßen uns an einem Tisch gegenüber und steckten uns eine ganze Chilifrucht nach der anderen in den Mund. Die einzige Regel: Die Erste, die etwas trinken oder anderes essen musste, hatte verloren. Wir zappelten auf dem Stuhl herum, streckten die Zunge heraus, schrien, kreischten und fluchten. Ich quälte sie gerne, indem ich ganz langsam ein Glas kalte Milch einschüttete und es dann vor sie hinstellte. Meist gewann ich.

Jetzt halte ich es nicht mehr aus, ziehe das riesige T-Shirt aus, das ich im Bett trage, und gehe unter die Dusche. Ich drehe den Hahn auf und stelle mich unter den Wasserstrahl, der so eisig ist, dass ich nach Luft japse. Ich lasse mir das Wasser direkt in den Mund laufen und trinke in tiefen Zügen, obwohl ich weiß, dass es nichts nützt. Danach lege ich mich, nackt und tropfnass, auf den Wohnzimmerboden und presse mir ein mit Eis gefülltes Geschirrtuch auf die Brust. Ich nehme einen Eiskwürfel heraus und fahre mir damit langsam über meine geschwollenen Lippen, um sie zu betäuben.



Ich habe nur zwei sichtbare Narben von jenem Tag zurückbehalten. Die auf meinem linken Oberschenkel, knapp unter meinem Hüftknochen, ist dunkel und rund wie der Abdruck einer kleinen Münze, leicht mit einem Muttermal zu verwechseln. Doch die auf

meinem Oberbauch ist über zwanzig Zentimeter lang und so leuchtend weiß, dass sie sich grell von meiner braunen Haut abhebt – es sieht aus, als hätte jemand mit einem Fleischermesser versucht, mich an der Rundung meines Brustkorbs entlang aufzuschneiden. Die Sonnenstrahlen, die durchs Fenster hereinfallen, treffen nur auf den oberen Teil der Narbe, der untere liegt im Schatten. Ich hebe das Becken an, damit ich sie ganz im Licht betrachten kann.

Ich kannte ihren Körper wie meinen eigenen – die drei winzigen Muttermale auf ihrem Unterarm, den pfirsichförmigen Pigmentfleck auf ihrer linken Schulter, den sie nicht ausstehen konnte, die Schildkrötentätowierung auf ihrem rechten Knöchel, die der auf meinem linken gleicht – aber sie wird diese heutige Version von mir nie sehen.

Letztes Wochenende habe ich mich vor einem Mann ausgezogen, den ich erst ein paar Stunden kannte, und er schnappte erschrocken nach Luft. Als er sich wieder gefasst hatte, fragte er: *Wie ist das passiert?*

Ich bin gestürzt, erwiderte ich.

Als wir miteinander schliefen, achtete er penibel darauf, die Narbe nicht zu berühren, als fürchtete er, er könnte sie mit einer unbedachten Bewegung wieder aufreißen.

Mehrere Männer, mit denen ich geschlafen habe, reagierten ähnlich, schnappten entsetzt nach Luft oder zogen in stummer Bestürzung die Augenbrauen hoch. Einige fragten unumwunden danach, so wie er, aber viele auch nicht. Manche taten sogar so, als hätten sie die Narbe nicht gesehen, und dann tun wir beide so, als hätte ich ihre Reaktion nicht bemerkt. Früher habe ich eine Zeit lang darum gebeten, dass wir das Licht löschten, bevor ich mich auszog, um ihnen die peinliche Situation zu ersparen, aber in letzter Zeit

nicht mehr. Sollten sie sie ruhig sehen. Sie würden nie von all den Wunden erfahren, die spurlos verheilt sind. In der ersten Zeit nach jenem Tag zählte ich, wenn ich nachts nicht schlafen konnte, jeden einzelnen Schnitt, Kratzer und Bluterguss an meinem Körper. Ich kam auf hundertsiebzehn.

Mein Rücken schmerzt vom harten Holzboden. Ich drehe mich auf den Bauch und male mit dem letzten Eiswürfel kleine Kreise in den Staub. Ein schrilles »Ping« ertönt, das eine eingehende E-Mail auf meinem Handy anzeigt, dann noch eins und noch eins, und ich stehe auf, um meinen Posteingang zu überprüfen. Wie erwartet, bestehen die Mails nur aus jeweils einem angehängten Dokument und einem Wort in der Betreffzeile – Anweisungen von meinem Redakteur: *Faktenkontrolle*, *Korrekturlesen*, *Faktenkontrolle*. Die Mails selbst enthalten keinerlei Text.

Ich arbeite bei einem Reisemagazin für Superreiche. Es heißt *Cortés*. (Ich weiß.) Meine offizielle Berufsbezeichnung lautet Redaktionsassistentin, was bedeutet, dass meine intellektuell stimulierendste Aufgabe darin besteht, anonyme Begleittexte für die Fotos unserer Top-Five-Reihe zu verfassen. *Top Five Wildsafari-Reiseziele in Südamerika*. *Top Five Resorthotels in der Schweiz*. *Top Five Inselretreats, um deine Yogapraxis zu dekolonisieren*. Ich wähle die Top Five nicht aus, sondern bekomme jede Woche eine Mail mit Fotos und ein paar Stichpunkten. Meine Aufgabe ist, diese unzusammenhängenden Satzketten in träumerische Prosa zu verwandeln.

Unsere Leser sollen die Augen schließen und sich dorthin versetzt fühlen, hatte mein Redakteur mir an meinem ersten Arbeitstag erklärt, als er mich zu meinem Schreibtisch begleitete, mir einen blauen Kaffeebecher, ein limettengrünes Post-it und ein Infopaket der Personalabteilung überreichte. Auf dem Becher war eine Welt-

karte mit Schifffahrtsrouten aus dem siebzehnten Jahrhundert abgebildet. Auf dem Post-it stand: SEHEN, HÖREN, RIECHEN, SCHMECKEN, FÜHLEN. Im Begrüßungsschreiben, das dem Infomaterial beilag, wurde auf drei verschiedene Arten betont, dass von romantischen Beziehungen zwischen Mitarbeitern dringend abgeraten werde und dass sie sofort gemeldet werden müssten.

Mir blumige Urlaubsbeschreibungen aus den Fingern zu saugen, um Anwälte aus Manhattan oder Londoner Banker aus ihren Luxusdomizilen in die noch größeren Annehmlichkeiten von Luxus-hotels zu locken, fällt mir nicht schwer. Ich bin unter solchen Leuten aufgewachsen. Auf meinem Schreibtisch steht der Willkommens-kaffeebecher, in dem ich auf Papierfetzen gekritzelte Adjektive aufbewahre: *abgeschlossen, abgelegt, makellos, unberührt, sonnenverwöhnt, wild, malerisch, glitzernd, herrlich, zerklüftet, ursprünglich, perlweiß, menschenleer, exotisch, magisch, kristallklar*. Für jedes Foto ziehe ich willkürlich drei heraus und arrangiere sie zu Klischees. Ich verbringe meine Arbeitszeit damit, Sätze wie diese zu verfassen: *Der malerische Strand mit seinem perlweißen Sand und dem glitzernen blauen Wasser ist den kleinen Fußmarsch mehr als wert.*

In meiner zweiten Arbeitswoche machte ich den Fehler, etwas über Fischer in Goa zu schreiben. Minuten, nachdem ich den Begleittext eingereicht hatte, wurde ich ins Büro des Redakteurs zitiert, der mir rasch den Kopf zurechtrückte. *Man fährt in den Urlaub, um anderen Menschen zu entkommen*, informierte er mich.

Ein Fauxpas, der mir kein zweites Mal unterlief, aber in den letzten Monaten habe ich angefangen, alternative Begleittexte für alle Reiseziele zu verfassen, die es in die wöchentlichen Top Five schaffen. Ich durchforste das Internet auf der Suche nach Fotos für diese B-Seite – ein kleiner Junge, der auf einer Baustelle in Sri Lanka

schuftet (*Top Five Öko-Resorts in Südasiens*); eine alte Frau, die auf den Philippinen Hühner schlachtet (*Top Five Wrack-Tauchziele der Welt*); Sexarbeiterinnen im Teenageralter, die in einer Bar in Mexiko tanzen (*Top Five Ziele für Kurztrips aus New York*): *In einer Bar voller amerikanischer Touristen, die einen Tequila nach dem anderen trinken, tanzen Mädchen in knappen Tops zur Musik, während sie darauf warten, ausgewählt zu werden.* Ich drucke die Fotos mit dem Farbdrucker aus, hefte meinen abgetippten Text darauf und verstecke sie in meiner Schreibtischschublade. Dabei denke ich die ganze Zeit: SEHEN, HÖREN, RIECHEN, SCHMECKEN, FÜHLEN. Die schwieligen Hände arbeitender Kinder, das Klirren der Bierflaschen, das sich mit betrunkenem Gelächter mischt, der süß-salzige Geschmack von mariniertem Grillhähnchen, die dicken Plastikringe von Getränkeschserpacks, die im Meer treiben.



Eine vierte E-Mail geht ein. In der Betreffzeile steht: *Top Five Strände in Afrika*. Ich öffne sie und sehe, dass sie fünf angehängte Dateien enthält und diesmal sogar eine Textzeile in der Mail: *Bis morgen zurücksenden*. Ich schlinge ein Handtuch um meinen Körper und öffne die Mail auf meinem Laptop. Sie enthält fünf Fotos von Stränden, die alle mit Namen und Land beschriftet sind: Trou-aux-Biches, Mauritius, Diani Beach, Kenia, Ifaty, Madagaskar, Bazaruto, Mosambik und Skelettküste, Namibia.

Ich muss heute nicht ins Büro – meinem Redakteur habe ich erzählt, ich hätte einen Arzttermin uptown, der den ganzen Nachmittag dauert. Er war nicht erfreut, hat es aber genehmigt, solange ich meine Arbeit von zu Hause aus erledige.

Ich klicke auf das Foto von Trou-aux-Biches, sodass es den gesamten Bildschirm ausfüllt. Der Sand schimmert elfenbeinweiß, der aquamarinblaue Himmel und das türkisfarbene Wasser leuchten um die Wette. Leere, von riesigen pinkfarbenen Sonnenschirmen überschattete Holzliegestühle stehen vor tiefgrünen Palmen. Kein Mensch oder Tier weit und breit. Auf Wikipedia erfahre ich, dass die Stadt im neunzehnten Jahrhundert als Fischerdorf ihren Anfang nahm, dass der Strand im letzten Jahr bei den World Travel Awards zum schönsten Strandreiseziel gekürt wurde und dass er im ganzen Land für seine Sonnenuntergänge berühmt ist. Für letztere Behauptung gibt es keinerlei Belege oder Nachweise.

Auf einer Buchungswebsite lese ich Rezensionen über die Hotels in der Nähe, die entweder begeistert oder vernichtend ausfallen: *Das reinste Paradies. Grauenhafter Service! Fantastische Angestellte, die uns alle mit Namen kennen. Schimmel im Zimmer. Ein himmlisches Fleckchen!* Ich breche meine Lektüre einer Rezension ab, in der ein englisches Ehepaar sich über seine unbefriedigende Hochzeitsreise in einem Fünf-Sterne-Golf-Resort beklagt, und lese stattdessen einen Artikel über die Flora und Fauna der Insel.

Mauritius war früher die einzige Heimat des Dodos. Als niederländische Seefahrer gegen Ende des 16. Jahrhunderts die ersten Vögel zu Gesicht bekamen, zeigten diese keinerlei Angst vor Menschen. Ihre Furchtlosigkeit machte sie zur leichten Beute; ihre Flugunfähigkeit war vermutlich ebenfalls nicht hilfreich. Einige Seefahrer beklagten sich über den Geschmack ihres Fleisches. Nichtsdestotrotz, keine hundert Jahre später wurden die letzten Exemplare gesichtet.

Ich öffne die Notes-App auf meinem Handy und schreibe: *Der im Distrikt Pampelmousses gelegene Strand von Trou-aux-Biches ist*

der wohl spektakulärste von ganz Mauritius. Kommen Sie am Nachmittag zu einem himmlischen Bad im Meer und bleiben Sie bis zum Abend, um einen der atemberaubenden Sonnenuntergänge zu erleben. Ich scrollte durch Google-Fotos eines Tempels, bis ich mir den nächsten Satz zurechtgelegt habe. Gönnen Sie sich eine Pause von abgelegenen Stränden mit elfenbeinweißem Sand und türkisfarbenem Wasser und besuchen Sie den größten Hindutempel der Insel, der 1888 erbaut wurde.

Bald habe ich einen Lauf. Ich brauche nicht einmal auf den Becher zurückzugreifen. Diani: atemberaubend, makellos, glitzernd. Bazaruto: ursprünglich, magisch, schimmernd. Ifaty: wild, abgelegen, überwältigend. Ich schreibe die Begleittexte für die ersten vier Strände in zwanzig Minuten herunter, aber keins der üblichen Adjektive gibt die schreckliche Schönheit der Skelettküste angemessen wieder. Ich öffne einen neuen Tab und lese mich ein. Dieser Teil der namibischen Küste, wo der unberechenbare Bengualstrom auf die Ödnis der Namib trifft, bekam seinen Namen von einem Engländer, der ein Buch über ein berühmtes Schiffsunglück schrieb. Die Überreste von Walen, Robben und mehr als eintausend Schiffswracks liegen im Sand verstreut. Das einheimische Jäger- und-Sammler-Volk der San, die das südliche Afrika durchstreifen, nannten dieses Gebiet »Land, das Gott im Zorn erschuf«; portugiesische Soldaten taufte es das »Tor zur Hölle«. Heute ist der Eingang zum Skelettküsten-Nationalpark mit gemalten Totenschädeln und echten Walknochen verziert. Kein Strand für die Leser von Cortés.

Nachdem ich mir etwas angezogen habe, pflücke ich zwei kleine Chilifrüchte, wickle sie vorsichtig in ein Papiertaschentuch ein und stecke sie in die Manteltasche, dann verlasse ich die Wohnung.

THAILAND
Samstag, 25. Dezember 2004

Es ist unerträglich heiß. Die Wolken haben sich komplett verzogen, die Sonne brennt ungehindert vom Himmel, das Meer liegt still und reglos da. Die Ränder meines Gesichtsfelds verschwimmen, und die Welt scheint zu schrumpfen. Ich schließe die Augen und presse mir eine Coladose auf die Wangen, in der Hoffnung, dann wieder klarer zu sehen, aber meine heiße Haut saugt in Nullkommanichts das letzte bisschen Kälte aus dem Metall. Ich kann mich nicht auf mein Buch konzentrieren. Arielle, der die Hitze nichts auszumachen scheint (angeblich ihr Thai-Blut, mit dem sie oft angibt, weil sie weiß, wie sehr es mich ärgert), liest ungerührt weiter.

Ich spüre, wie etwas über mein Bein krabbelt, und hebe den Kopf gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie eine kleine Sandkrabbe sich anschickt, von meiner Hüfte zu springen. Sie landet auf dem Boden, huscht zwischen unseren ausgestreckten Beinen davon und verschwindet im Sand. Ein Kappenliest kreist über dem Wasser, stürzt hinab, macht jedoch knapp über der Oberfläche kehrt und erhebt sich wieder in die Luft. Arielle setzt sich auf, wischt sich den Sand vom Körper und kratzt sich einen kleinen Sandfliegenbiss, bis Blut über das kleine Schildkrötentattoo auf ihrem rechten Knöchel fließt.

»Lass das«, sage ich.

Sie verdreht die Augen, hört jedoch auf. Dann nimmt sie ein Stück Wassermelonenschale, das neben ihrem Fuß liegt, und saugt es aus. Sie hatte eine ganze Wassermelone in ihrem Kajak transportiert, ich das Messer in meinem. Nach unserer Ankunft schnitten wir die Frucht in Stücke und hatten sie innerhalb kürzester Zeit verzehrt. Meine Rindenstücke liegen ordentlich zu einem Turm aufgeschichtet neben meinen Füßen, ihre sind im Sand verstreut. Als sie den letzten Tropfen Saft herausgesogen hat, wirft sie das Stück Rinde nach meinem Turm. Treffsicher wie immer bringt sie ihn zum Einsturz.

»Ups.«

Ich schnappe mir ein Stück Schale in Reichweite und werfe es nach ihr. Sie duckt sich rechtzeitig, sodass es nur ihr Ohr streift.

»Du bist so was von bescheuert.« Wir lachen.

»Es fängt gleich an zu regnen.«

Es ist Trockenzeit, die Zeit, in der die Touristen über die öffentlichen Strände herfallen, trotzdem gibt es alle paar Tage kurze, heftige Gewitterschauer.

»Noch nicht«, entgegne ich. »Wir haben noch etwas Zeit.«

Anurak hat mir beigebracht, in der Natur nach Anzeichen für Regen Ausschau zu halten: Die Sonne brenne zu heiß, erklärte er, ein scharfer, süßer Geruch hänge in der Luft, die Brise verebbe, dann komme ein starker Wind auf. Als Arielle zum zweiten Mal bei uns auf der Insel übernachtete, verbrachten wir den Vormittag damit, Tiere in den Sand zu zeichnen. Als die Luft plötzlich süßlich roch, hielt ich inne und sagte zu ihr, wir sollten reingehen, weil es gleich anfangen würde zu regnen. Sie ignorierte mich und arbeitete weiter an ihrem Elefanten. Zwei Minuten später benetzten die

ersten Tropfen unsere Wangen. Sie sah mich an, als besäße ich magische Fähigkeiten. Nachdem wir reingegangen waren und uns abgetrocknet hatten, teilten wir uns meine Buntstifte und zeichneten Tiere auf Papier, bis das Gewitter zu Ende war.



Ich lernte Arielle während meiner ersten Woche an der Schule in Phuket kennen, als wir sieben waren. Wir beobachteten zwei Jungs, die auf dem Pausenhof Fangen spielten, bis einer von ihnen hinfiel und sich das Knie aufschlug. Er fing laut an zu heulen. Mit der Routine einer Teenagerin verdrehte Arielle die Augen, als hätte sie es nicht anders erwartet.

Wie heißt du?, wollte sie wissen.

Marissa, antwortete ich.

Kommt deine Mum auch gleich?

Ich hab keine Mum mehr.

Sie sah mich stirnrunzelnd an.

Sie ist gestorben, erklärte ich.

Ihr Stirnrunzeln vertiefte sich, dann sagte sie nach kurzem Schweigen: *Wir können uns meine teilen*. Ihr Ton hatte etwas Endgültiges, als wäre damit alles geklärt. Ich fühlte mich von ihrem ruhigen Selbstvertrauen sofort getröstet. Als ihre Mutter kurz darauf mit schulterlangen, schimmernden Haaren, einem schicken Rock und hochhackigen Schuhen vom Rücksitz eines glänzenden schwarzen Wagens stieg, dachte ich: *Vielleicht können wir sie uns ja wirklich teilen*.

Mae, sagte Arielle, *das ist Marissa. Sie hat keine Mum mehr, und ich habe ihr gesagt, wir können dich teilen*. Ohne zu zögern, sagte Arielles

Mutter: *Natürlich könnt ihr das, Marissa*, dann umarmte sie mich. Als mein Vater ein paar Minuten später in einem Tuk Tuk ankam, rannte ich zu ihm und erzählte ihm, ich hätte eine Freundin gefunden. Noch bevor er sich ihrer Mutter richtig vorstellen konnte, unterbrach ihn Arielle: *Kann Marissa dieses Wochenende bei uns übernachten?* Er kniete sich vor sie hin, um mit ihr auf Augenhöhe zu sein. *Natürlich*, antwortete er, *wenn du versprichst, gut auf sie aufzupassen*. Sie nickte ernst. *Versprochen*. Er hielt ihr die Hand hin, und sie besiegelten das Versprechen per Handschlag, dann lachten sie. Während mein Vater und ihre Mutter die Details klärten, erzählte mir Arielle von dem Hotel, in dem sie lebte. *Es gibt drei Pools*, sagte sie stolz, *und ich brauche einen Schlüssel, um in mein Zimmer zu kommen*.

Als wir am Freitag nach der Schule im Hotel ankamen, saß ein breitschultriger Engländer in der Lobby, die Füße auf einen Couchtisch gelegt, und telefonierte lautstark. Er nickte Arielle knapp zu, und ihr Körper versteifte sich, als wir an ihm vorbeigingen. Erst später, als sie mir den zweiten Pool zeigte, wagte ich sie zu fragen, wer er war. *Mein Vater*, antwortete sie und drehte mir den Rücken zu. Da wusste ich, dass ich nicht weiter nachfragen durfte. Während wir an diesem Wochenende jeden Winkel des Hotels erkundeten, bekam ich ihn noch öfter zu Gesicht und begann ihre Verschlossenheit zu verstehen.

Arielles Eltern hatten sich kennengelernt, als ihre Mutter an der Universität von Bristol studierte und ihr Vater als Türsteher in einem Nachtclub arbeitete. Sie heirateten kurzerhand, damit die reichen Eltern ihrer Mutter keine Zeit hatten, es zu verhindern. Doch trotz ihrer Bestürzung kauften Arielles Großeltern dem jungen Paar das Hotel als Hochzeitsgeschenk. Ihr Vater machte sich nie die Mühe, richtig Thailändisch zu lernen, sodass ihre Mutter die eigentliche

Arbeit übernahm: Sie gab den Gärtnern Anweisungen, verhandelte mit Bauunternehmern, bestellte Lebensmittel für das Restaurant, suchte die weichen Polstermöbel für die Lobby aus und kaufte Geräte fürs Fitnessstudio. Die einzige Aufgabe, die ihr Vater regelmäßig übernahm – wenn er nicht gerade auf einem seiner Golftrips war –, bestand darin, das Zimmerpersonal zu überprüfen, bevor es das Hotel verließ. Sie mussten mit gesenktem Blick ihre Taschen und Handtaschen ausleeren, bis er ihnen mit einem Nicken bedeutete, dass sie gehen durften. Wahrscheinlich war nur wenigen Hotelgästen bewusst, dass die kultivierte Frau mit der leisen Stimme, die sie fragte, wie ihnen ihr Aufenthalt gefalle, mit dem ungehobelten Mann verheiratet war, der das Personal herumkommandierte.

Es dauerte nicht lange, bis Arielle und ich eine Routine entwickelten – eine, die wir nun schon fast ein ganzes Jahrzehnt beibehalten. Während des Schuljahrs verbringen wir nur die Wochenenden auf der Insel. Anurak holt uns freitags nach der Schule am Anlegesteg ab und bringt uns sonntags zurück aufs Festland. Unter der Woche wohnen wir im Hotel. Arielle hat meinen Vater so lange angefleht, bis er es erlaubt hat. *Ein weiterer Esser ist für die Hotelküche kein Problem*, versicherte ihm ihre Mutter.

Die Villa, in der Arielle mit ihren Eltern wohnt, liegt am Rand des Hotelgeländes, so weit weg von der Lobby und dem Frühstücksrestaurant wie möglich. Unser Leben dort ist voller Annehmlichkeiten: Klimaanlage, Fernseher, jeden Tag frisch gewaschene Bettwäsche, jeden Abend gemachte Betten. Morgens werden wir in einem der schwarzen Wagen des Hotels zur Schule gefahren.

Die Hotelgäste sind langweilig: reiche ältere Ehepaare aus Europa (oder reiche alte Männer mit ihren neuen jungen Frauen), wohlhabende indische und indonesische Familien mit kleinen

Kindern, meist mit einem Kindermädchen im Schlepptau, manchmal sogar eines für jedes Kind. Sonntagsnachmittags, wenn wir wieder heil auf dem Festland angekommen sind, versuchen wir dem Hotel so oft wie möglich zu entkommen. Die meisten Geschäftsinhaber und Restaurantbesitzer am öffentlichen Strand kennen uns mit Namen.

In den Ferien verbringen wir möglichst jeden Tag auf der Insel. Rings um die Nachbarinseln wimmelt es nur so vor Fischerbooten und Schiffen für schnorchelnde Touristen, aber man braucht eine spezielle Genehmigung der Regierung, um zu den geschützten Korallenriffen unserer Insel zu fahren. Nur die beiden Boote des Forschungsprojekts und die Marinepolizei haben die Befugnis dazu. Selbst in der Hochsaison gibt es dort keine Touristen.



Heute haben wir den ganzen Nachmittag am kleinen Strand an der Nordküste unserer Insel mit Schwimmen und Lesen, Lesen und Schwimmen verbracht. Der Wald, der daran grenzt, ist so dicht, dass wir nicht zu Fuß von der Hütte dorthin laufen können, aber wir kommen, so oft wir können, mit unseren Kajaks hierher. Den Rest der Insel teilen wir uns mit den Erwachsenen, aber diesen winzigen Streifen Sand überlassen sie ganz uns.

Das Meerwasser auf unseren Armen und Beinen ist in der Sonne verdunstet und hat große Salzkristalle hinterlassen. Arielle leckt sie sich von den Unterarmen, dann nimmt sie eine dicke Haarsträhne in den Mund und saugt das Salzwasser heraus. Ein paar Schritte von uns entfernt wirbelt der unsichtbare Gezeitenstrom den Meeresboden auf und trübt das Wasser. Die Sandkrabbe von vorhin

taucht erneut aus dem Sand auf und wieder unter. Der Kappenliest stürzt wieder aufs Meer hinab, verschwindet jedoch diesmal unter der sonnengesprenkelten Oberfläche. Sekunden später taucht er siegreich und mit stolz aufgeplustertem weißen Kehlgefieder wieder auf, einen zappelnden Fisch im Schnabel.

Vor zwei Jahren hat Matthew uns erklärt, dass der lateinische Name des zu den Eisvögeln gehörenden Kappenliests *Halcyon pileata* lautet. *Pileata* wegen seiner schwarzen Kappe, *Halcyon* dagegen gehe auf Alcyone zurück, eine thessalische Prinzessin, die sich in einen Vogel verwandelte, als sie den Leichnam ihres verstorbenen Ehemannes erblickte. *Die Götter hatten Erbarmen mit ihr*, fuhr Matthew fort, *und verwandelten ihren Mann ebenfalls in einen Eisvogel*. Von da an sorgte Alcyones Vater, der Gott der Winde, dafür, dass jedes Jahr eine Woche lang Windstille herrschte, damit sie ihre Eier am Meer ablegen konnte. Die Halkyonischen Tage. Der Kappenliest lässt sich unweit von uns auf einem Felsen nieder, um seinen Fang zu verzehren.

»Ich hab Hunger«, verkündet Arielle mit Blick auf den fressenden Vogel.

Ich reiche ihr die Tüte Chips, die ich mir auf dem Weg aus der Hütte geschnappt habe. Sie reißt sie auf und steckt sich immer drei Stück auf einmal in den Mund. Als die Tüte leer ist, leckt sie sich einen Finger nach dem anderen ab.

Ich spüre, dass etwas nicht stimmt – sie beißt sich fast das Fleisch vom Daumen – und dass sie es mir nicht sagen will, zumindest noch nicht. Wieder schaut sie zu dem Vogel hinüber, aber es ist, als würde sie ihn gar nicht wahrnehmen. Ich spüre einen Druck auf der Brust; ihre Verschlossenheit verursacht mir Beklemmung.

»Fasane?«, fragt sie schließlich herausfordernd.

»Bukett.«

»Oder Gesperre.«

Wir mögen beide die seltsamen Bezeichnungen für Tierverbände. Wir lernen jede Woche neue und fragen uns die seltsamsten ab.

Ich bin an der Reihe. »Tauben?«

»Flug. Das hast du letzte Woche schon gefragt. Zebras.«

»Herde. Zu einfach. Enten?«

»Schoof. Rebhühner?«

»Kette. Ich liebe das Wort. Paviane?«

»Trupp. Fuchs?«

»Gehege?«

»Nah dran.«

»Gehecke?«

»Fast.«

»Ich geb's auf.«

»Geheck.«

Halbherzig wenden wir uns wieder unseren Büchern zu, die zur Schullektüre fürs nächste Jahr gehören: *Die Mühle am Floss*. Zuvor haben wir beide *Tess von den D'Urbervilles* gelesen. Ich war begeistert, Arielle weniger. Es ärgerte sie, dass uns Tess sympathisch sein soll, nur weil sie schön ist. Ich antwortete, sie solle sich nicht so haben, und überhaupt sei Tess auch nicht schöner als die anderen. Sie nannte mich naiv. Aber wir waren uns einig, dass es mehr Szenen mit den anderen Milchmädchen hätte geben sollen. Ich bin in dem George-Eliot-Roman etwas weiter als sie und lasse sie nicht aus den Augen, um zu sehen, wie sie auf den Tod der Kaninchen reagiert. Sie runzelt die Stirn, schüttelt den Kopf und wirft das ohnehin schon mit Wasserflecken übersäte Buch in den Sand.